

KLAUS BRINKBÄUMER

Unter dem Sand

Roman

Auszug aus dem 1. Kapitel

.....

2003

Ich sah ihn nicht sofort, am Anfang nahm ich noch keine Gesichter wahr. Die Tüten sah ich, sonst nichts, am Anfang dachte ich: Müssen sie wirklich Mülltüten für ihre Eltern nehmen? Müssen es ausgerechnet diese kleinen, durchsichtigen Plastiktüten sein, fünf Liter Fassungsvermögen, die so aussehen, aber nicht so reißfest sind wie jene Tüten, die wir in den Eimer unter der Spüle stopfen, bevor wir den Rand der Tüte über den Rand des Eimers rollen und festklemmen, damit kein Kaffeepulver und keine Zigarettenasche zwischen Tüte und den Rand des Eimers fällt?

Wahrscheinlich haben sie nur Mülltüten, Särge werden sie kaum haben, nicht so viele jedenfalls, wie sie bräuchten. Wer hat schon fünftausend Särge auf Lager? Oder zehntausend oder fünfzehntausend? Ich weiß nicht, ob Haydar am Anfang schon da war, keine Ahnung, wann er kam.

Ich trat auf einen Stein. Rutschte ab. Fiel und stützte mich auf einer der Tüten ab, etwas Scharfes schnitt mir in die Hand. Dann dachte ich: Was denke ich da, meine Gedanken sind respektlos, sind kalt, was machen Orte wie dieser mit mir, und was machen sie überhaupt mit Menschen, mit denen vor allem, die hier durch den Staub kriechen und in die Müllsäcke greifen, denen, die nach Stoff suchen und nach Knochen? Wer erfindet Orte wie diesen, wer denkt sich so etwas aus?

Es gibt keine Schilder in dieser Gegend, »Das stille Feld« hätte auf einem Schild an der Abzweigung stehen müssen, aber da war nichts. Auf der Hauptstraße, zwei Teerstreifen in der

Wüste, waren wir viermal an der Abzweigung vorbeigefahren, und als wir sie gefunden hatten, führte ein Weg, zwei Streifen im Staub mit vielen Schlaglöchern, über die Hügel zum Feld, zwei Kilometer lang war der Weg, ungefähr. Dann erst kam das stille Feld, und wegen der Hügel kann man das stille Feld von der Hauptstraße aus nicht sehen. Deshalb haben sie es ausgewählt, 1991, darum erschufen sie diesen Ort. Darum geschah es hier: weil niemand sehen konnte, was hier geschah, wenn er nicht zufällig dabei war, als Täter oder als Opfer. Und darum nennen die Überlebenden es »Das stille Feld«.

Das stille Feld, das sind: Bäume an drei Seiten, nicht viele, ein paar Palmen nur, Hügel und Sand. Eine Fläche von der Größe dreier Fußballfelder vielleicht. Gelblicher, staubiger Sand, mit Steinen vermischt, was die Ausgrabungen erschwert.

»Moment, Männer, langsam, ist das hier ein Kopf oder ein Kiesel?« Und wieder steht der Schaufelbagger still.

Es ist 10 Uhr, die vier Bulldozer arbeiten an der Westseite des stillen Feldes. Ich kann die Bulldozer hören und die Schreie, alle fünf, sechs Minuten einen Schrei, etwas später kommt das Gewimmer, ansonsten ist es still. Und heiß ist der Wind.

Als wir hier ankamen, sahen wir zuerst ein weißes Zelt, die Seitenwände hochgerollt, ein großes Zelt, wie ein Partyzelt in einem Ferienlager an einem bayerischen See. Hier aber standen Tische in dem Zelt, Wasserkannister, und am Rand, unter dem Tarnnetz, das das Sonnenlicht bricht, saßen zwei Soldaten und füllten Listen aus.

Dann sahen wir den weißen Nissan, Allradantrieb, und an den Scheiben, an allen sechs Fensterscheiben, klebten Listen, lange Listen mit Namen. Dann erst sahen wir das Dreieck aus Stacheldraht.

Der Stacheldraht ist gerollt, eine endlose Wurst aus Draht, die zur Spirale wird, wenn man den Draht zieht, und das müssen die Soldaten von der 2. Brigade der 3. Infanterie-Division aus Fort Steward in Georgia gestern gemacht haben: Die Soldaten haben mit ihrer Stacheldrahtspirale ein Dreieck in den Staub gelegt, und der Stacheldraht ist nunmehr die Grenze, der Todesstreifen. Von draußen kommen die Lebenden, drinnen liegen die Toten in Mülltüten.

In einem Dreieck im Staub, Tüte neben Tüte, in Reihen, und eine Reihe neben der anderen. Dünne Tüten, natürlich.

Mülltüten. Es riecht süß, aber faul.

Etwas ragt aus den Tüten heraus, wie Geweih oder Äste.

Die Tüten reißen, da Knochen spitz sind und scharf.

Es ist 10.30 Uhr. Es sind 40 Grad. Es gibt keinen Wind mehr. Es ist staubig, es stinkt. Man muss ein wenig Zeit vergehen lassen, wenn man Felder wie dieses besucht – sie lähmen; es dauert, bis man die eigenen Sinne wieder wahrnehmen kann. Bis man die Reste der Ermordeten erkennen kann. Bis man die Schreie und das Wimmern hört, »mein Sohn, mein armer kleiner Sohn«, und das Stöhnen, die Rufe der Arbeitenden, »Vorsicht, Männer, fuck, ich habe hier einen Kopf«. Es dauert, bis man die Leichen riecht und die umgegrabene Erde. Bis man den Staub auf der Haut spürt, den Sand, die Berührungen.

Und dort hinten sehe ich jetzt einen Mann, er steht am Rand mit erhobenen Armen.

Ich musste Foca und Srebrenica und Mogadischu kennenlernen, weil wir Verbrechen dokumentieren. In rund 80 Ländern beobachten wir die Einhaltung oder eher die Verletzung der Menschenrechte; mit unseren Berichten stellen wir die Täter bloß, und so konnten wir zur Ächtung von Kindersoldaten oder von Landminen beitragen. Ich bin etwas über 40 Jahre alt und seit zehn Jahren dabei. Ich weiß vorher, dass die Fassungslosigkeit kommen wird, der Schock, die Lähmung, die Taubheit, aber die Kenntnisse dessen, was kommen wird, mildert nichts, wenn es erst kommt: Sobald ich dort stehe, stolpere ich, nehme ich Kugelschreiber aus den Taschen und stecke sie wieder hinein und nehme sie wieder heraus, weiß ich nicht, was ich tun soll mit den Händen.

Was will ich hier, was wollen die anderen, die Fotografen, die über den Stacheldraht steigen, der Kameramann, der hinter einem Müllsack im Staub liegt und die Alte dort filmt, die einen Knochen in den Himmel hält, es könnte ein Oberarm sein, und schreit? Und meine Arbeit,

was kann sie bewirken, was war das noch für ein Motiv, da ich damals hatte, als ich anfang? Wem helfe ich, wieso können wir die Trauernden nicht trauern lassen?

Und 50 Meter entfernt, im nördlichen Winkel des Dreiecks aus Stacheldrahtrollen, steht der Mann und schreit.

Ich könnte zu ihm gehen, etwas fragen, aber eine Frage fällt mir nicht ein.

Früh am Morgen sind wir losgefahren, 180 Kilometer über Land, vorbei an den immer gleichen Straßenläden, die keine Käufer locken, wenn sie nichts als Wasserflaschen und Zigaretten lagern, und die von Horden bärtiger Männer verdeckt sind, wenn sie, als Einzige, Tee und den frischgepressten Saft von Granatäpfeln anbieten. Wir fahren durch dieses Land, das man lieben kann, weil es leuchtet und glänzt; grell ist es meistens, weil die Sonne senkrecht steht, und dann verwirren Luftspiegelungen den Fremden, aber manchmal fällt ein Regen, der alles zu Schlamm macht und Seen zurücklässt, und manchmal ziehen Staubstürme hindurch, die alle Autofahrer für Stunden an den Straßenrand zwingen.

Es ist ein heißer Tag heute, und endlich stehen wir hier, mein Dolmetscher und ich, und ich suche meine Fälle, wem hier geschah Unrecht? Wir können uns nicht mehr bewegen. Sie haben uns eingekreist.

Es gibt sie wirklich.

Wenn ich zu Hause bin, in meiner Welt der Zeitungen und der Nachrichtensender, einer Wirklichkeit, die um Anschuldigungen und Relativierungen und Dementis kreist, um Gerichte und Medien und Regierungen und Oppositionen, einer Welt der Wahrheiten, die durch Medien erst entstehen, schwimmt immer wieder, wie sich diejenigen fühlen und was sie erleben, um die es geht; nach all den Filmen und Fotos und Protokollen und Prozessen und Büchern und Reportagen kann ich es trotzdem nicht ahnen. Vielleicht liegt es daran, dass wir auch die Opfer von Kriegen als Unterhaltung begreifen. Sie müssen, damit sie unsere Welt erreichen, etwas Besonderes, etwas Neues haben, auch sie müssen amüsieren, dürfen nicht langweilen.

Hier aber sehe ich sie anders. Sie greifen nach mir, weinen, schreien mich an, spucken beim Schreien, zeigen auf das Feld, auf die Tüten, wollen gehört werden, endlich. Opfer von Völkermorden existieren nicht, um fotografiert zu werden. Das Opfer, das sie brachten, ist ihr Leben. Die Schmerzen sind echt.

Der Vater tot.

Der Bruder tot.

Die Mutter tot.

Und es gibt keine Versicherungen und keine Sozialhilfe, es gibt nur den Hunger und die Angst, und der Hunger und die Angst sind ihr Leben, ihr ganzes totes Leben, nur Hunger und Angst spüren sie noch, oft genug nicht einmal die Trauer.

(...)

Auszug aus dem Roman „Unter dem Sand“ von Klaus Brinkbäumer mit freundlicher Genehmigung der S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main, 256 Seiten, 12,95 €

© 2007 Fischer Taschenbuch Verlag in der S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main